

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 30

Artikel: Ein neuer Festspielort
Autor: Heisch, Peter / Wyss, Hanspeter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-609763>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein neuer Festspielort

Schüblingen, das gegen fünftausend Einwohner zählt und etwas im Windschatten der grossen, Neppotanismen durchkreuzenden Verkehrsströme liegt, war dennoch festentschlossen, Festspielort zu werden. Der Wille der Schüblinger Bürger war um so achtenswerter, als sich aus den Schüblinger Annalen kaum eine Rechtfertigung für ein solch kühnes Vorhaben herleiten liess. Im Gegensatz zu manch anderem Ort, der auf seine reiche kulturelle Vergangenheit pochen konnte, hatte Schüblingen nie zuvor auch nur der flüchtigste Strahl eines Genies gestreift. Den Schüblingern war es nicht vergönnt, einen grossen Sohn für sich zu beanspruchen. Schüblingen blieb in dieser Hinsicht ein bedeutungsloser Flecken auf der Landkarte, und nur wenige Eingeweihete wussten, dass Goethe auf seiner Italienreise tatsächlich einmal beinahe durch Schüblingen gekommen wäre, wenn ihn nicht ein Achsbruch daran gehindert und veranlasst hätte, das Städtchen zu umfahren. Mit einigem Neid blickten die Schüblinger daher auf ihre Nachbarn in Röstikon, die immerhin wenigstens eine Scheffellinde besaßen, welche im Vierfarbenprospekt des Ortes einen zentralen Platz einnahm und bei jeder passenden Gelegenheit lobend erwähnt wurde. Leider war Schüblingen im Mittelalter überdies stets von der Pest verschont geblieben, so dass seine Einwohner damals keinen Grund hatten, ein Gelübde abzulegen, das deren Nachkommen verpflichtet hätte, alle zwei Jahre Passionsspiele aufzuführen.

Dessenungeachtet waren die Schüblinger nicht willens, das schwere Erbe fehlender Attraktionen, das ihnen zufolge schicksalshafter Ereignislosigkeit und wegen der strotzenden Gesundheit ihrer Vorfahren aufgebürdet worden war, länger auf sich ruhen zu lassen. Schüblingen wollte sich mit aller Kraft dem geschichtlichen wie kulturellen Dämmerenschlaf entreissen, indem es sich seiner näheren und fernerer Umgebung als Festspielort in Erinnerung brachte. Diesem epochalen Auftrag nachzukommen, bemühte sich ein vom Gemeinderat eingesetztes Festspielkomitee, das sich damit vor schier unlösbare Probleme



HANS PETER WYSS

gestellt sah. Denn wo sollte das erlauchte Gremium auch anknüpfen, um in Schüblingen eine Beziehung für die Veranstaltung von Festspielen herzustellen? Andererseits galt es, die bereits hochgespannten Erwartungen, namentlich der Gastwirte, nicht zu enttäuschen.

Gleichwohl fehlte es nicht an interessanten Ideen und Vorstellungen, wie die künftigen Schüblinger Festspiele zu gestalten seien. Eigentlich hatten die meisten Komiteemitglieder, wie sich herausstellte, anfangs heimlich mit dem Gedanken von eindrucksvollen Seefestspielen geliebäugelt. Aber diese Absicht scheiterte schliesslich an der bitteren Tatsache, dass in der Umgebung von Schüblingen weit und breit kein See vorhanden war, auf dem sich dieses Vorhaben hätte realisieren lassen.

«So ein Blödsinn! Wenn es bei uns einen See gäbe, dann bräuchten wir schliesslich keine Festspiele zu veranstalten, um die Fremden herbeizulocken», lautete der barsche Kommentar des Gemeindepräsidenten, der zugleich Gastwirt im «Löwen» war.

Ein Schlaumeier erinnerte in diesem Zusammenhang an den knietiefen Tümpel am Rande des Finsterwaldes und meinte, vielleicht lasse sich ein Ballett dafür gewinnen, in jenem seichten Wasser aufzutreten, um einem verwöhnten Festspielpublikum Tschaikowskis «Schwanensee» in streng naturalistischer Interpretation darzubieten. Ausserdem könne anschliessend an die Vorstellungen der Schauplatz des kulturellen Geschehens erst noch zum Kneippschen Wassertreten freigegeben werden, was der Gesundheit der Festspielgäste ganz besonders zuträglich sei. Aber die Mehrheit der Komiteemitglieder lehnte diese Symbiose von Kur- und Festspielort entschieden ab mit der Bemerkung, man dürfe sich dabei nicht in irgendwelchen ordinären Vergnügungen erschöpfen, sondern müsse vielmehr bestrebt sein, dem Publikum etwas zu bieten, das gehobenen Ansprüchen genüge.

Den gedanklichen Faden vom Finsterwaldtümpel zum angrenzenden Moor weiterzuspinnen, blieb danach dem Lehrer vor-



HANS PETER WYSS

behalten, der empfahl, man möge sich beherzt für Moor-Festspiele engagieren. Moor-Festspiele deshalb, weil bei der natürlichen Umgebung jenes brachliegenden, für kulturelle Zwecke nutzbar zu machenden Moores, unter Anlehnung an den alten Moor und seine Söhne, sowohl die räumliche wie sprachlich-assoziative Legitimation für eine Aufführung von Schillers «Räubern» in geradezu idealer Weise gegeben wären. Da die meisten Komiteemitglieder jedoch nicht imstande waren, den komplizierten Ausführungen ihres intellektuell angehauchten Schulmeisters zu folgen, fand sein Vorschlag keine Beachtung. Mit derselben Begründung könne man ebensogut die alte Schweineköranstalt in ein Freilichttheater umfunktionieren und dort Wagners «Walküre» aufzuführen, meinte der für seinen Sarkasmus berühmte Apotheker.

Lebhafte Zustimmung fand indes der Einfall, im ehemaligen Steinbruch auf Gemeindegelände mit seinen beinahe klassisch zu nennenden, amphitheaterähnlichen Proportionen eine bleibende Festspielstätte zu errichten. Doch der Bäckermeister, ein in seinen Mussestunden genauestens nach vorgegebenen ländlichen Motiven malender Hobbykünstler, dessen Ruf sogar schon einmal gelegentlich bis in den Distrikts-hauptort gedrungen war, weshalb sein Urteil in kulturellen Belangen einige Kompetenz genoss, meldete seine schwerwiegenden Zweifel an. Festspiele im Steinbruch wären an sich nichts Besonderes, gab er zu bedenken, da eine ganze Reihe von Festspielorten diese Idee schon längst verwirklicht hätten. Dafür sollte sich Schüblingen, das statt dessen gescheiter etwas Eigenes, Unverwechselbares schaffen müsse, doch wohl zu schade sein. Im übrigen, warnte er, sollte Schüblingen auf der Hut sein, dass es nicht als Feld-/Wald-/Wiesen-Festspielort zum Gespött seiner Neider werde. Ein Einwand, der überflüssig schien, da damit das Schüblinger Potential der als Festspielhintergründe in Frage kommenden Naturschönheiten erschöpft war. Es war eben ungeheuer schwer, eine bestimmte Festspielnote zu finden, wenn man von Natur aus über keinerlei besondere Merkmale verfügte und nichts anderes als seinen guten Willen besass.

Schlag auf Schlag folgten nun die Empfehlungen aus der Mitte der Versammlungsteil-

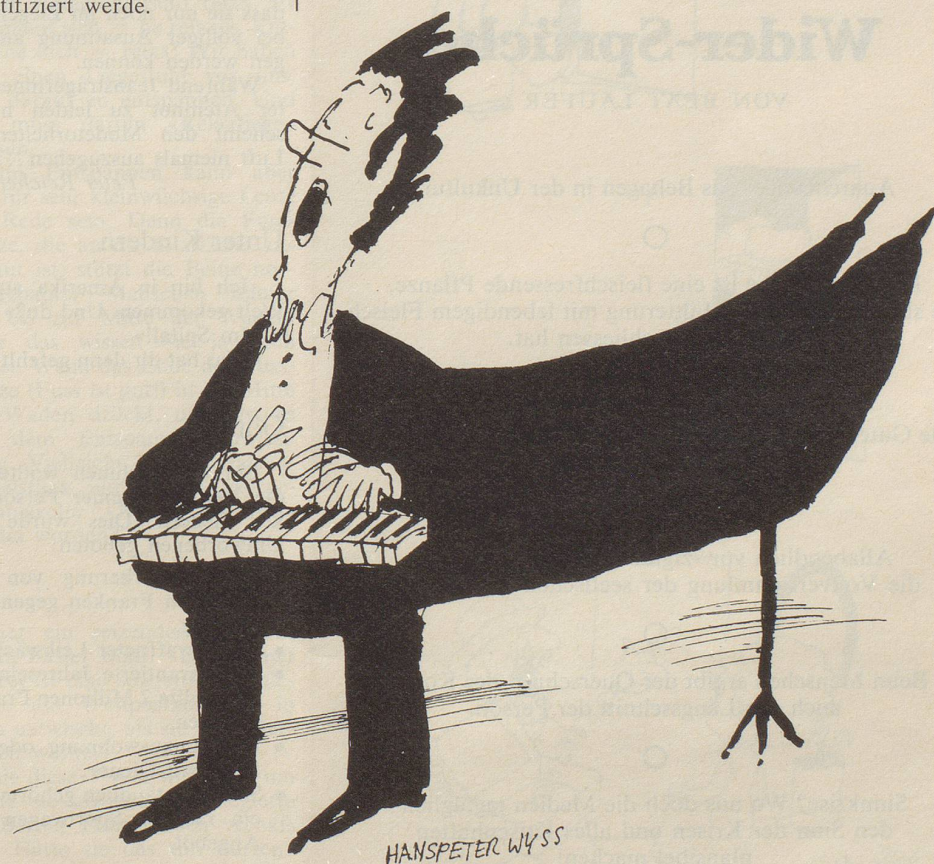
nehmer, die sich angestrengt die Köpfe zerbrachen. Die alte Mühle wurde erwähnt, aber höchstens als Kulisse für ein Ganghoferstück geeignet wieder fallengelassen. Jemand sprach von einer in den Baumkronen des Lindenparks anzubringenden Bühnenkonstruktion in Leichtmetallbauweise, womit sich der schwebende, ätherische Charakter von Freilichtspielen reizvoll unterstreichen lasse. Eine Minderheit wäre sogar ohne weiteres bereit gewesen, die Hauptstrasse von Schüblingen vorübergehend unter Wasser setzen zu lassen, um somit die Voraussetzung für eine Inszenierung der Operette «Eine Nacht in Venedig» zu schaffen. Abermals meldete sich der Lehrer zu Wort, dem eine Wiederbelebung des vor Jahren stillgelegten Bahnhofs vorschwebte, dessen ausladendes Jugendstilpathos sich gewiss für Dürrenmatts «Besuch der alten Dame» vorzüglich eignen würde. Der Gedanke schien zunächst zu bestechen, scheiterte jedoch an der Ueberlegung, dass der ununterbrochene Backgroundlärm vorüberfahrender Schnellzüge eine kaum zumutbare Lärmbelästigung für Zuschauer und Akteure bedeuten müsse. Ausserdem sei es wenig angenehm, wenn Schüblingen dadurch möglicherweise überall mit jenem ominösen Güllen identifiziert werde.

Und dann kam er: der Aha-Effekt! Die zündende Idee, die im Kreise der verzweifelt nachdenkenden Festspielorganisatoren sogleich wie eine Bombe einschlug. «Die Kiesgrube, natürlich: die Kiesgrube!» jubelten die Komiteemitglieder begeistert. Einmütig war man der Meinung: Wenn überhaupt ein Platz dafür geeignet war, so konnte dies nur die Kiesgrube sein.

So kam Schüblingen am Ende doch noch zu seinen heissersehnten Festspielen, die sich, ihrem etwas bescheidenen Rahmen entsprechend, als anfangs erwartet, zwar nurmehr schlicht Symposium nennen. Alljährlich im September wird die Kiesgrube zum Tum-

melfeld experimenteller, zeitgenössischer Schauspielkunst, in welcher junge, ihrer inneren Berufung folgende Darsteller sich künstlerisch entfalten und selbstverwirklichen können. Wohl fehlt es vorerst noch an grossen, zugkräftigen Namen, doch wer weiss, trösten sich die Schüblinger, ob nicht bald ein Genie aus dieser Kiesgrube hervorgeht und seinen Glanz schlaglichtartig auf Schüblingen wirft. Dass die Kiesgrube zur Hälfte bereits als Mülldeponie der umliegenden Ortschaften verwendet wurde, stört nicht im geringsten, sondern verleiht den Darbietungen, im Gegenteil, einen zusätzlichen, willkommenen Verfremdungseffekt.

Eigentlich sollten die Veranstalter der Schüblinger Symposien zufrieden sein, nachdem die Kultur dort eine ihr angemessene Grube gefunden hat. Es fehlt nur an einem: an Zuschauern. Aber die wären ohnehin schwerlich ins abgelegene Schüblingen gekommen. Unter diesen Umständen dürfen die Schüblinger deshalb mit berechtigtem Stolz darauf verweisen, dass sie ihre sehr intimen Festspiele wenigstens ganz für sich alleine haben.



HANSPETER WYSS